

Das Heimische und das Fremde: Zur kulturellen Interpretation eines ökologischen Problems in der sich verändernden Landschaft

STEFAN KÖRNER (Berlin)

Zusammenfassung:

Der Artikel zeigt anhand eines speziellen Beispiels aus der Diskussion über den Einfluss fremder Arten auf die heimischen Ökosysteme, dass im Naturschutz die Werte des konservativen und des liberal-progressiven Weltbildes in die Natur projiziert werden, um sie in einem naturalistischen Fehlschluss dann wieder aus dieser als angeblich objektive ökologische Sachverhalte herauszulesen. Die konservative Naturschutzauffassung geht dabei von einer stabilen, aber nicht unveränderlichen Ordnung der Welt aus, die sich räumlich in regionale, landschaftliche Einheiten mit jeweils spezifischer Eigenart gliedert. Die liberal-progressive betont den Charakter des Lebens als ständige evolutionäre Veränderung und setzt gegen den Begriff der Ordnung den der dynamischen Innovation. Es wird gezeigt, dass analog zur Erklärung der menschlichen Vergesellschaftung und zur Verortung kulturellen Sinns in dem jeweiligen Weltbild die Vergesellschaftung der Tier- und Pflanzenarten beschrieben und dann entsprechend die Rolle der fremden Arten bewertet wird. Diese Bewertung ist eng verbunden mit der Interpretation der Symbolik bestimmter Orte, denn die vorausgesetzten Werte werden durch deren *Genius loci* repräsentiert: im Falle der konservativen Auffassung durch den der Landschaft, im Falle der liberalen durch den der Stadt. Abschließend wird ausgeführt, dass der Charakter einer fremdartigen Natur als eine Ressource für die Gestaltung der sich verändernden Stadtlandschaften angesehen wird.

1 Einleitung

Der Naturschutz lehnt fremde Arten oft pauschal ab und fordert z.B. bei der Landschaftspflege die Pflanzung heimischer. Positionen, die mehr Toleranz gegenüber fremden Arten fordern, sind selten. Diese Positionen richten sich zudem mehr auf die Eigenart moderner städtischer Natur als auf ein Wunschbild ländlich-intakter, das oft den Bewertungsmaßstäben des Naturschutzes zugrunde liegt. Im Folgenden sollen anhand einer Diskussion, die sehr öffentlichkeitswirksam geworden ist¹, gezeigt werden, dass die beiden idealtypischen Naturschutzpositionen sich den für die Moderne konstitutiven Weltbildern – dem Konservatismus und dem

¹ Vgl. DISKO 1996, 1997; REICHHOLF 1996, 1997; DER SPIEGEL 1999.

Liberalismus – zuordnen lassen. Die Moderne enthält auf der politischen Ebene zwei grundsätzliche Ausgangspositionen, nämlich zum einen den positiven Bezug auf technischen und gesellschaftlichen Fortschritt mittels allgemeiner Vernunft und im Gegenzug die Kritik daran, welche die durch die Tradition verkörperten »höheren« und »ursprünglichen« Werte verteidigt. Diese Kritik ist als konservative Zivilisationskritik bekannt und spielte bei der Entstehung des deutschen Naturschutzes eine ausschlaggebende Rolle.

Eine progressive Position ist demgegenüber im deutschen Naturschutz äußerst selten, wenn es sie in Reinform überhaupt gibt. Statt auf der Einordnung in die Tradition und vorgegebene gesellschaftliche Ganzheiten (Gemeinschaft) baut die progressive Position auf die gesellschaftliche Emanzipation der Individuen und den Konkurrenzkampf der Einzelnen auf. Die Individuen vergesellschaften sich, weil ihnen das auf längere Sicht nutzt.²

Diese Idee konkurrierender Individuen findet sich auf der Ebene der ökologischen Theoriebildung im individualistischen Ansatz wieder. Auf ihn stützt sich REICHHOLF in der Diskussion über die fremden Arten, wenn er seine Kritik am konservativen Naturschutz formuliert. Dabei verneint REICHHOLF vehement jede symbolische Rolle der Natur, die Ausdruck bestimmter sozio-kultureller Werte ist, als unökologisch und d.h. als nicht naturwissenschaftlich. Aber auch bei ihm hat die Natur eine symbolische Rolle und das zeigt, *dass Naturschutz ohne Werturteile überhaupt nicht möglich ist*, weil im Naturschutz immer Naturzustände hinsichtlich gesellschaftlicher Handlungsinteressen bewertet werden müssen. Natur spielt somit zwei Rollen: Sie ist *materielles Objekt* von Handlungen, sie ist aber auch ein *Symbol* glücklicher Lebensverhältnisse. Ihre Gesetze können naturwissenschaftlich beschrieben werden, eine Bewertung der gesellschaftlich-kulturellen Bedeutung der Natur kann die Ökologie als Naturwissenschaft aber definitionsgemäß nicht leisten. Aus dieser Wertebene folgt, dass Naturschutz immer *politisch* ist. Damit ist er auch in die politischen Philosophien der Moderne und damit in bestimmte gesellschaftliche Interessen eingebunden, auch wenn Naturschutz oft als übergeordnete Menschheitsaufgabe stilisiert wird. Wird die Ebenendifferenz zwischen ökologischen Fakten und sozio-kulturellen Bewertungen nicht beachtet, dann sind naturalistische Fehlschlüsse unvermeidlich. Aussagen über das (ökologische) *Sein* werden dann mit dem kulturellen und politischen *Sollen* verwechselt.

Im Folgenden soll gezeigt werden, dass sich hinter den beiden angesprochenen Naturschutzpositionen kulturelle Sinnkontexte verbergen. Dazu werden bestimmte Schlüsselbegriffe der jeweiligen Position hermeneutisch interpretiert. Das hermeneutische Verstehen stellt keine *Klassen* her, indem das Allgemeine der Fälle bestimmt wird, sondern

² Vgl. BRANDT 1974, GREBING 1969, HABERMAS 1967, 1971, KÜHNEL 1968, LOCKE 1978, 1981, MACPHERSON 1990, MITTELSTRAß 1970, POCOCK 1993, STRAUB 1977.

arbeitet die *Typik* des Einzelnen heraus, die es gerade von anderen Gegenständen unterscheidet. Dieses Vorgehen hat die Aufgabe, durch eine *kritische Interpretation* Kontexte zu *erschließen*, die von einem *Autor gerade nicht genannt werden*.³ Die Interpretation »tut« somit etwas »hinzu«. Und beschränkt sich nicht auf das, was »zutage liegt«. Sie deckt Verbindungen und Zusammenhänge auf und rekonstruiert somit den Subtext der jeweiligen Verlautbarung. Diese Vorgehensweise erscheint einem Naturwissenschaftler schnell als spekulativ, weil der Eindruck entstehen kann, dass unzulässigerweise Bedeutungen in den Untersuchungsgegenstand hineingelegt werden. Die Interpretationen sind jedoch mit der in den Geschichtswissenschaften allseitig praktizierten kritischen Quellenanalyse zu sichern.⁴

Der offizielle Text der Diskussion über die fremden Arten ist ein ökologisch-naturwissenschaftlicher, der inoffizielle ist – wie wir sehen werden – ein sozio-kultureller, der die praktischen Handlungen bestimmt. Indem dieser Subtext aufgedeckt wird, wird er nachvollziehbar und diskutierbar gemacht. Daher ist der im Folgenden durchgeführte Vergleich der konservativen mit der liberalen Naturschutzauffassung keineswegs aus der Luft gegriffen und schematisch oder holzschnittartig dem Problem »übergestülpt«. Allerdings ist hier eine gewisse Kürze notwendig, die leicht pauschal wirkt. Eine differenziertere Darstellung findet sich in KÖRNER (2000).

2 Die Argumente

Zunächst sollen die wesentlichen Argumente in der angesprochenen Diskussion zusammengefasst werden. Als Grundlage dient ein Streitgespräch im Spiegel.

1. Schaden für die Ökosysteme:

Als Hauptargument gegen fremde Arten wird von DISKO der durch sie entstehende Schaden für die heimischen Ökosysteme angeführt. Es wird beispielsweise die Wirkung des Marderhundes auf die Vogelwelt, des Riesenbärenklaus (*Heracleum mantegazzianum*), der andere Pflanzenarten verdrängt und giftig ist, sowie die in Deutschland ebenso dominanten Arten Indisches Springkraut (*Impatiens glandulifera*) und Japanknöterich (*Reynoutria japonica*) angeführt. Die Geltung dieses Arguments wird von REICHHOLF entweder bestritten oder relativiert, indem darauf hingewiesen wird, dass durch keine wissenschaftliche Untersuchung der Schaden durch den Marderhund belegt sei und es ebenso unzählige ehemals fremde Arten gäbe, die sich problemlos integriert hätten, wie die Türkentaube oder der Girlitz. Ohnehin sei es eine Frage des *Zeitmaßstabes*,

³ SEIFFERT 1991, S. 74.

⁴ Vgl. dazu ausführlich ebd., S. 69 ff.

der angelegt würde, um eine Art zur fremden zu erklären, denn die Feldlerche, die in Deutschland zweifellos als heimisch angesehen werde, sei erst mit der Rodung der mitteleuropäischen Wälder eingewandert.

2. *Wirtschaftliche Schäden:*

REICHHOLF weist ferner darauf hin, dass die Schäden, die durch fremde Arten angerichtet werden, weniger Schäden an den »Ökosystemen an sich« seien, weil sich i.d.R. einfach die Artenkombination ändere, sondern im wesentlichen wirtschaftlicher Natur seien, wie etwa die Zerstörung von Dämmen durch die Bisamratte.

3. *Eingeschleppte versus eingewanderte Arten:*

DISKO führt gegen das Argument, dass sich in der Vergangenheit zahlreiche Tiere und Pflanzen integriert haben, die Unterscheidung zwischen *eingeschleppten* und *von selbst eingewanderten* Arten wie Türkentaube, Girlitz und Feldlerche an. Die eingeschleppten Arten würden objektiv Schaden anrichten, wie der Japankötterich, der ganze Bachufer überwuchere.

4. *Landschaftsbild:*

Diese Unterscheidung erkennt REICHHOLF nicht an. DISKO würde an dem Knötterich nur sein Anblick, also sein Einfluss, auf das Landschaftsbild stören, denn dieser sei beispielsweise ein phantastischer Schutz für Kleinvögel und Mäuse. Zudem wäre ein Bestand aus heimischem Rohrglanzgras an einem Bachufer oder aus Silberweiden in sedimentreichen Alpenflüssen ebenso monoton. Für REICHHOLF ist damit die Frage, ob eine Art schädlich sei, bloß weil sie in Mitteleuropa ursprünglich nicht vorkam und Dominanzbestände bildet, letztlich eine *Geschmacksfrage*.

5. *Die Relevanz des geographischen Raumes:*

Da für Mitteleuropa der schädliche Einfluss von fremden Arten relativiert werden muss, aber unbestritten ist, dass beispielsweise die Arten ozeanischer Inseln durch verwilderte Haustiere oder durch Ratten ausgerottet werden, dreht sich der Streit weiter darum, ob dergleichen auch *für andere Kontinente* wie Australien oder Amerika feststellbar ist. Denn nach DISKO gibt es keine schädlichen Arten an sich, sondern sie seien nur am *falschen Ort* von Übel. Überall würden sich die gleichen *Allerweltsarten* ausbreiten. Auch das bestreitet REICHHOLF als zu pauschal.

6. *Ideologievorwurf:*

Damit dreht sich die Diskussion im Kreis. Ein empirisches Beispiel kann immer durch ein gegenteiliges entkräftet werden. Darauf reagieren die Kontrahenten, indem sie die Argumentationsebene wechseln und dem Gegner vorwerfen, nicht ökologisch, sondern ideologisch zu argumentieren. Für REICHHOLF entspricht die Trennung in heimische und fremde Arten „der

Denkweise des Dritten Reichs“.⁵ Allein die Menschen würden festlegen, wo welche Art angemessen sei. Der Maßstab bestimme sich dabei nicht allein aufgrund vorausgesetzter landschaftlicher Idealbilder, sondern auch aufgrund einer *holistisch-organizistischen* Auffassung von Ökologie. Man interpretiere Ökosysteme als Superorganismen und unterschätze bei der Klage um das Artensterben oft Anpassungsfähigkeit der Einzelorganismen. DISKO wirft seinerseits REICHHOLF vor, eine *darwinistische* und *relativistische* Ideologie zu verbreiten, bei der es allein auf das Recht des Stärkeren ankomme, weil die Anpassungs- und Durchsetzungsfähigkeit fremder Arten positiv bewertet werde. Diese Position lasse keinerlei Wertung über erwünschenswerte Zustände der Umwelt zu, was sich für DISKO *ad absurdum* führt, wenn man bedenke, dass auch auf einer Leiche Bakterien leben würden und es auch nach einem Atomkrieg noch Leben gäbe. Daraus folgt für DISKO, dass die schwachen heimischen vor den aggressiven fremden Arten geschützt werden müssten.

Im Kern dreht sich diese Diskussion darum, *was* unter Ökosystemen verstanden wird und ob man in der Ökologie und im Naturschutz *werten* darf oder nicht. Das ist jedoch – was den Naturschutz betrifft – eine Scheindiskussion, denn hier muss – wie wir gesehen haben – immer gewertet werden, weil Naturschutz ein gesellschaftliches Handlungsfeld ist. Um diesen Werthorizont verständlich zu machen, folgt eine kurze Charakterisierung des konservativen und des liberal-progressiven Weltbildes, die sich in unterschiedlichen ökologischen Theorien spiegeln, nämlich in der holistisch-organizistischen und der individualistischen Theorie, und die konträre Naturschutzauffassungen hervorbringen. Anschließend werden die Thesen und die Charakterisierung der Naturschutzauffassungen mit repräsentativen Zitaten von DISKO und von REICHHOLF belegt, um dann zu zeigen, dass beide vorrangig keine ökologischen Probleme, sondern *kulturell-politische* verhandeln.

3 Konservatives Weltbild und holistische Naturschutzkonzeption

Im konservativen Weltbild ist die Vorstellung von einer sinnhaften Ordnung der Welt an den Begriff der *Eigenart* oder der *Individualität* gebunden. Die Besonderheit des einzelnen Menschen, seine Persönlichkeit, ist hier zentral, weil nicht sein Besitz, sondern seine »*inneren Werte*« zählen. Bei aller Betonung der Individualität entfaltet sich aber die Entwicklung der Persönlichkeit darin, dass der Einzelne seine ihm *vorgegebenen Bindungen* wie Religion, Volk, Tradition, dörfliche Lebensgemeinschaft und Familie anerkennt und auf seine Weise ausfüllt. Jeder hat damit seinen eigenen,

⁵ DER SPIEGEL 1999, S. 139.

keinesfalls beliebigen Beitrag zur Aufrechterhaltung der letztlich von Gott gesetzten Ordnung des »Ganzen« zu leisten. »Wahre« Freiheit ist daher immer eine *gebundene*, in der jeder zu sich und zu seinem Platz in der Welt, d.h. zu seiner Identität, finden soll.⁶

Die aus diesem Weltbild folgende Naturkonzeption ist die *holistisch-organisistische Ökosystemtheorie*. Ihr zufolge befinden sich alle Mitglieder einer Lebensgemeinschaft nicht etwa in einem Konkurrenzkampf um Ressourcen, sondern in einer *harmonischen* und *komplexen*, sich wechselseitig bedingenden und deshalb unteilbaren *Gemeinschaft*. Dieser Gemeinschaft wird ein eigenes Wesen zugeschrieben, das sich in ihrer Eigenart ausdrückt. Sie wird daher wie ein ganzheitlicher Organismus, also als eine Art Überindividuum und damit als *Superorganismus* angesehen: „Das Studium der Vegetationsentwicklung beruht notwendigerweise auf der Annahme, dass die *unit* bzw. *climax formation* ein organisches Wesen ist. Die *formation* entsteht, wächst und stirbt als Organismus.“⁷ Besonders im deutschen Naturschutz ist man traditionell der Auffassung, dass sich das Wesen dieser Gemeinschaft, d.h. die Eigenart der Natur und die Eigenart einer Kultur in einer bestimmten Region im Landschaftsbild ausdrücken.

Die Landschaft ist daher das Symbol einer historisch entstandenen, quasi-evolutionären und immer individuellen *Totalität von Kultur und Natur*. Sie entstand als ästhetische Kategorie und zunächst als Artefakt der Malerei mit Beginn der Neuzeit, als die Menschen aus der unmittelbaren Abhängigkeit von der Natur und der Befreiung von feudalen Abhängigkeitsverhältnissen herauszutreten begannen. Denn erst, wenn die Natur zweck- und handlungsentlastet wahrgenommen werden kann, kann Landschaft als *ästhetisches Objekt* gesehen werden.⁸ Die Landschaft wurde dann in der Zeit der Gegenaufklärung und der Romantik zum Symbol einer harmonisch-ganzheitlichen Totalität von konkreter Natur und »natürlicher«, hierarchisch gegliederter Gemeinschaft, deren »Geist« sich in der gestalteten Kulturlandschaft ausdrückt. Sie symbolisiert seitdem auch beispielsweise Heimat. Weil Landschaft als Superorganismus aufgefasst wird und Heimat symbolisiert, wird von DISKO die historisch gewachsene landschaftliche Eigenart als Maßstab für die Integration fremder Arten angelegt. Arten sind dann heimisch, wenn sie in eine Landschaft passen.

3.1 *Die sinnstiftende Kraft des landschaftlichen Genius loci im holistisch-konservativen Naturschutz*

Das zeigt sich deutlich in dem folgenden Zitat. Für DISKO besteht die ökologische Katastrophe nicht nur im Verlust der natürlichen Funktionen, sondern viel mehr noch in der völligen ästhetischen Beliebigkeit der

⁶ Vgl. EISEL 1982, GREBING 1969, SCHUMANN 1984, GREIFFENHAGEN 1986.

⁷ CLEMENTS zit. n. TREPL 1987, S. 146.

⁸ Vgl. PIEPMEIER 1980; RITTER 1980; SIMMEL 1957.

Landschaftsräume: „Ein Jaguar und ein Gnu im Birkenwald, Gamsen unter Möwen auf Helgoland oder Forsythien und Blaufichten im Auwald: warum eigentlich nicht? – ein »Spiel von Möglichkeiten« (J. Reichholf) eben. Ist es doch dem Jaguar wahrscheinlich gleichgültig, ob er einen Tapir oder ein Gnu erwischt – so wie es dem Fischotter des Autors »ziemlich gleichgültig ist, ob er einen Saibling oder eine Regenbogenforelle erwischt hat«. Recht ist, was schmeckt. (...) Besonders im Haustierbereich hat Exotisches in Deutschland gegenwärtig Konjunktur: Damwild- und Straußenfarmen, ein Lama-Zuchtverein und ein »Erster Bayerischer Kamelreiterverein«. *Chaos* freilich, definiert der norwegische Architektur-Theoretiker Christian Norberg-Schulz, komme zustande, wenn *beliebige Formelemente* zu *beliebigen Zeitpunkten an beliebigen Stellen* auftreten. Das ist's, was unter anderem auch den Krebs ausmacht und das ist's, was diese allein menschengemachte und sich immer rascher »beschleunigte (sic!) Dynamik« so erschreckend macht.“⁹

Da DISKO aber auch dem landschaftlichen Superorganismus in einem gewissen Rahmen Entwicklungsmöglichkeiten zuschreiben muss, weil die Evolution nicht stillsteht und ein Organismus immer »wächst«, können die regionalen Lebensgemeinschaften nicht völlig abgeschlossen sein. Daher muss zwischen guter und schlechter Einwanderung unterschieden werden; das ist auch der Sinn der Differenzierung zwischen selbsttätiger Einwanderung und passiver Einschleppung. Daher seien in der Vergangenheit in Mitteleuropa Neulinge eingewandert, mit denen sich gut leben lasse, „gutartige Einmieter, die sich mit einem *kleinen Plätzchen begnügen* und keinerlei *Gewaltbereitschaft* zeigen. So ist etwa das in den Walddickichten der Toskana und Süditaliens ein nächtliches Dasein führende Stachelschwein ein Mitbringsel der Römer aus Nordafrika; ebenso als Erinnerung an die Römer gilt die Wildtulpe (*Tulipa silvestris*) in deutschen Weinbergen. Und was wäre eine *Kindheit* und ein *Biergarten* ohne Kastanien oder ein *Muttertag* ohne Flieder? Und wer wollte im Ernst etwas gegen Türkentaube und Karmingimpel haben: gegen Arten also, die ihren Weg durch »*eigene Arbeit*« zu uns gefunden haben? Und wer wollte es Wolf, Bär oder Luchs verdenken, wenn sie in ihre *uralte Heimat* zurückkehren wollen – auch wenn diese mittlerweile durch Menschenfleiß fast zur Unkenntlichkeit verstümmelt ist. Ein Bedarf allerdings für nordamerikanische Waschbären und ostasiatische Marderhunde lässt sich für Europa nicht erkennen. Zusammen mit dem Millionenheer der Hauskatzen, *Abkömmlinge der Nubischen Falbkatze*, dezimieren nun drei Fremdarten unsere schwindende Vogelwelt.“¹⁰

Entscheidend ist also, dass das Fremde zum Eigenen passt, *sich einfügt* und damit an dessen Symbolwert teilnehmen kann. Man muss heimische Gefühle damit verbinden können – Erinnerungen an die Kindheit, den

⁹ DISKO 1996, S. 39 f.; Hervorhebungen S.K.

¹⁰ Ebd., S. 39; Hervorhebungen S. K.

Muttertag und den Biergarten. »Leistung« bedeutet also nicht, »innovativ« über das Alte zu siegen, wie es in der liberalen Ideologie der Fall ist, sondern ist der *Dienst am hergebrachten Ganzen* und seiner Vollkommenheit, in dem man sich sein »Plätzchen« sucht bzw. sich anweisen lässt.

Entgegen den »produktiven« Arten, die durch eigentätige Einwanderung gewissermaßen produktive Arbeit leisten, werden die »parasitären« eingeschleppten Marderhunde, Waschbären, Bisamratten, Indisches Springkraut und Japanknöterich vor allem auch deshalb abgelehnt, weil sie *prinzipiell die falsche Geschichte*, nämlich die Geschichte vom Niedergang regionaler Tradition durch die Etablierung der universellen Industrie und des Weltmarktes verkörpern. Denn erst mit Beginn des Weltmarktes und dem damit verbundenen Verkehr nach der Entdeckung Amerikas wird ihre Ausbreitung über die biogeographischen Grenzen hinaus möglich. Sie sind daher die Repräsentanten des globalen Zeitalters der Moderne und verkörpern deren bindungslosen Universalismus im Gegensatz zur sinnstiftenden regionalen, d.h. landschaftlichen Eigenart. *Schon allein ihr Auftreten* genügt daher, um eine alles vernichtende Invasion vorauszusagen, denn sie zeigen für DISKO, dass die Tradition eigentlich schon verloren hat.

Ganz anders sind die Werte der progressiv-liberalen Naturschutzauffassung, die diese Entwicklung positiv interpretiert.

4 Die liberal-progressive Naturschutzidee

Die progressive Auffassung von Naturschutz ist in das dem Konservatismus konträre liberale Weltbild eingebettet. Dieses beruht auf der Idee des *autonomen Subjekts*, das sich aus den feudalen Machtverhältnissen befreit hat, sodass es nur sich selbst verantwortlich ist und mittels *allgemeiner Vernunft* und *allgemeinem technischem Wissen* durch *pragmatisches Problemlösungsverhalten* seinen individuellen Nutzen verfolgt und dabei offenen Fortschritt erzeugt.¹¹ Gesellschaft konstituiert sich, weil eine metaphysische Sinninstanz, die das Ganze integriert, abgelehnt wird, durch die *Selbstorganisation der Individuen* in einem *Trial-and-error-Verfahren*, bei dem jeder nach seinem Nutzen strebt und aus seinen Erfahrungen lernt. Der Einzelne nimmt dadurch sein Glück in die eigene Hand, wobei sein grundsätzlicher Freiraum rational per Gesellschaftsvertrag, d.h. vor allem durch die *staatliche Garantie des Eigentums* und des *Schutzes des dynamischen Interessenausgleiches* der Individuen, d.h. des freien Marktes festgelegt wird. Diese Gesellschaftsform produziert zwangsläufig das Prinzip

¹¹ KÖTZLE 1999.

des *Pluralismus* und der *Toleranz*: Jeder hat das Recht, in diesem Rahmen nach seiner Fassung glücklich zu werden.¹²

Auf der Ebene der ökologischen Theoriebildung spiegelt sich dieses Weltbild in dem sog. individualistischen Ansatz. Dieser auf Gleason¹³ zurückgehende Ansatz erklärt die Vergesellschaftung der Arten nicht als Ergebnis festgefügtter »ganzheitlicher« und regional manifestierter Lebensgemeinschaften mit einem je eigenen Wesen, sondern mit der *mehr oder weniger zufälligen Kombination der Arten* in einem bestimmten Raum. Individualität bedeutet hier im Gegensatz zu dem auf Eigenart bezogenen Individualitätsbegriff des konservativen Weltbildes, dass lediglich das kontingente *Einzelne*, also die einzelne Art oder Pflanze hinsichtlich ihrer Umweltansprüche als Realität anerkannt wird. Die Arten sind durch ähnliche Umweltansprüche aneinander gebunden und bilden hauptsächlich deshalb Gesellschaften, weil sie der *Zufall ihrer Ausbreitung* am gleichen Ort zusammenbringt. Weil es keine festen Lebensgemeinschaften mit einem eigenen Wesen gibt und Ökosysteme nicht als Superorganismen angesehen werden, sondern als interessengeleitete gedankliche Abstraktionen der Wissenschaftler¹⁴, ist praktisch eine unbegrenzte Zahl von Artenkombinationen denkbar. Da es nichts Reales ist, kann ein Ökosystem auch nicht zerstört werden. Durch menschliche Eingriffe verändern sich lediglich die Umweltbedingungen und damit die Artenkombinationen. Einwanderungen werden – anthropogen bedingt oder nicht – als Bereicherung der Artenvielfalt angesehen. Weder hat die Existenz von Räumen mit einem eigenen Wesen eine Bedeutung noch die Unterscheidung in menschliche oder nicht-menschliche Entwicklungen, denn es gibt keine Zwecke der Ökosysteme »an sich«.

Der individualistische Ansatz hat somit im Gegensatz zum holistisch-organisatorischen erstens keinen Begriff von Landschaft. Diese Auffassung hat zweitens zur Folge, dass funktionale Zwecke der Natur *nur von außen*, d.h. durch die Gesellschaft gesetzt werden, weil es keine Funktionen der Arten für einen Gesamtorganismus gibt. Die Funktionen der Ökosysteme werden dabei vor allem pragmatisch nach ihrem *Nutzen* bewertet. Deshalb bezeichnet REICHHOLF die Schäden, die durch die fremden Arten entstehen und die rational nachvollziehbar sind, folgerichtig auch als Einschränkung von ökonomischen Interessen. Die fremden Arten werden von ihm entsprechend grundsätzlich als Bereicherung des vorhandenen Artenspektrums begrüßt, solange nicht empirisch nachgewiesen ist, dass sie einen genau definierten, ökonomischen Schaden anrichten.

Weil der holistische Ansatz die »intakten« traditionellen Gemeinschaften verteidigt und somit einen Hang zum Musealen aufweist, wirft REICHHOLF

¹² Vgl. BRANDT 1974, GREBING 1969, HABERMAS 1967, 1971, KÜHNEL 1968, LOCKE 1978, 1981, MACPHERSON 1990, MITTELSTRAß 1970, POCOCK 1993, STRAUB 1977.

¹³ GLEASON 1926.

¹⁴ TANSLEY 1935.

dem landläufigen Naturschutz vor, „eine Art von Denkmalschutz“ zu betreiben, der sich an überholten Kulturlandschaftsbildern orientiere: „Er will »Landschaftsbilder« bewahren. Alles, was das gewohnte Bild verändert, wird reflexhaft bekämpft. Dabei ist bei uns ohnehin alles Kulturlandschaft. Das Neue – etwa ein Stausee – muss für Pflanzen und Tiere nicht unbedingt schlechter sein als das Alte. Danach wird aber nicht gefragt.“¹⁵ Damit ist der Vorwurf verbunden, die Lebensgemeinschaften ästhetisch in Hinblick auf willkürlich gewählte Landschaftsausschnitte zu beurteilen und damit wissenschaftlich-ökologische Analyse mit Werten zu vermischen, also naturalistische Fehlschlüsse zu ziehen und Ideologieproduktion zu betreiben.¹⁶

Dem setzt REICHHOLF die *Dynamik der Natur* als *evolutionäres Geschehen* entgegen, das als Prozess der ständigen und undeterminierten Veränderung der Vielfalt zu verstehen sei. Es habe daher wenig Sinn, bestimmte Zustände der Natur in bestimmten räumlichen Grenzen fixieren zu wollen, so wie man sie als landschaftliches Bild im Kopf habe. Die natürlichen Raumeinheiten würden sich in den wenigsten Fällen mit den von Menschen willkürlich gezogenen Grenzen decken. Und auch schon die Artenkonstellation der historischen Kulturlandschaft, die als Ausdruck intakter Verhältnisse gelte, habe sich durch Einwanderung von Arten in Reaktion auf die Veränderung der Umweltbedingungen durch die Landwirtschaft ergeben. Die Wanderung der Arten ist daher für REICHHOLF Ausdruck der flexiblen Reaktionsfähigkeit der Natur auf die menschliche Veränderung der Umweltbedingungen und damit nur »natürlich«. Die Zuwanderung ist für ihn daher eine willkommene Bereicherung des bereits Existierenden und eine Gegenentwicklung zum allseits beklagten Artenrückgang.¹⁷

Aber auch REICHHOLF argumentiert *symbolisch*, um seine Auffassung über die natürliche Ordnung plausibel zu machen: Nach individualistischer Sichtweise sind die Ansprüche der Arten an die materielle Natur autökologisch bestimmbar, sodass die erfolgreiche Etablierung einer Art entweder eine Änderung der Umweltbedingungen anzeigt oder möglich wurde, weil die Art in den bestehenden Umweltbedingungen eine »leere Nische« antraf, die sie benötigt und die ihr nicht zufällig von einer der heimischen Arten streitig gemacht wurde, oder aber, weil die Art sich den heimischen Konkurrenten als überlegen erwies. Dennoch spricht auch REICHHOLF über das »Wesen« der Natur und verlässt damit die Ebene ökologischer Argumentation. Er plädiert dafür, die Natur nicht als festgefügtes landschaftliches Ganzes, sondern als ein »Spiel von

¹⁵ REICHHOLF 1994.

¹⁶ Vgl. REICHHOLF 1996, S. 21 f.

¹⁷ Vgl. REICHHOLF 1996, 1997.

Möglichkeiten« und als »*offenes System*«¹⁸ zu verstehen. Irgendwie würden die Arten schon zusammenpassen und sich vergesellschaften, auch wenn nicht von einer organischen Gemeinschaft oder einem Ganzen des Naturhaushaltes, der quasi von einer übergeordneten Instanz zusammengehalten werde, gesprochen werden könne. Das Bild der Natur als organisches Ganzes wird daher von REICHHOLF durch das Bild der Natur als *fließendes Geschehen* ersetzt: „»Alles fließt (panta rhei)« sagten schon die griechischen Naturphilosophen des klassischen Altertums und stellten sich gegen eine Betrachtungsweise der Natur, die davon ausging, dass alles in einer festgefügt Ordnung seinen Platz und seine Rolle hat.“¹⁹

Dieses Zitat zeigt deutlich, dass sich auch REICHHOLF mit seinem Rekurs auf die griechische Philosophie hinreißen lässt, nicht nur empirische Sachverhalte zu beschreiben, sondern wie Disko Mutmaßungen über das Wesen der Welt zu äußern; er ersetzt hier lediglich ein *Bild* von Ordnung durch ein anderes.

Der Grund für den Wechsel von einer ökologischen zu einer symbolischen Argumentation liegt darin, dass als Maßstab dafür, dass die Natur flexibel reagiert, der Begriff der *Vielfalt* verwendet wird, ohne dass gesagt wird, wie Vielfalt mit der Funktionsfähigkeit des Naturhaushaltes, z.B. zu seiner Produktivität, in Beziehung steht. Dass dies unterlassen wird, ist nicht verwunderlich, denn über die ökologische Rolle der Vielfalt ist in der Ökologie wenig bekannt. Zudem wird das Phänomen der *Redundanz*, d.h. der Existenz funktional überflüssiger Vielfalt diskutiert. REICHHOLF kann also keinesfalls *pauschale* ökologische Argumente für die Vielfalt anführen. Vielfalt ist – wie wir gesehen haben – neben der Eigenart der zentrale Wert holistisch-organizistischer Weltanschauungen. Sie kann aber auch im liberalen Gesellschaftsmodell für *Pluralität* und *Offenheit* stehen, d.h. für einen Sinnzusammenhang, in dem der Aspekt der Möglichkeiten und der Reichhaltigkeit der Welt nicht auf die Erreichung von metaphysisch gesetzten Endzielen bezogen ist, sondern mit *Beliebigkeit* behaftet ist. *Individualität* bedeutet dann, *gleichberechtigtes Element* unter einer Vielzahl von anderen Elementen zu sein.

Damit wird in REICHHOLFS Argumentation paradoxerweise die symbolische Bedeutung der Vielfalt eingesetzt, um die holistisch-organizistischen Weltanschauungen »naturwissenschaftlich« zu widerlegen. Da das aber nicht geht, wird über den Sinn der Vielfalt gesprochen, um ihre Notwendigkeit zu belegen, und damit ebenfalls ein metaphysisches Argument eingeführt. Daher dreht sich die Auseinandersetzung um die »*richtige*« Art der Vielfalt (offene oder geschlossene) und vermutet jeder im anderen einen Ideologen. Unerkannt bleibt in dieser Diskussion, dass Naturschutz auf eine Sinnordnung angewiesen ist, weil er Werte benötigt,

¹⁸ REICHHOLF 1996, S. 22.

¹⁹ Ebd., S. 22.

um handeln zu können. Da also auch REICHHOLF symbolisch argumentiert, verwundert es nicht, dass es einen symbolischen Ort gibt, der seine Werte verkörpert. Dieser Ort ist nicht die Landschaft wie in der holistisch-organisistischen Naturschutzauffassung, sondern ihr in der europäischen Geistesgeschichte verankerter Gegenpol, nämlich die *Stadt*.

4.1 *Der Genius der Stadt*

Da im individualistischen Ansatz ein Ort lediglich einen Raum mit bestimmten Umweltbedingungen darstellt, ist hier die Bezugnahme auf ein irgendwie geartetes »Wesen« dieses Ortes belanglos. Dennoch bezieht sich REICHHOLF auf einen Genius loci, der seine Werte verkörpert und der dem kritisierten holistisch-organisistischen »Geist« der gewachsenen Landschaft widerspricht: Nicht die Landschaft ist das Maß für die »richtige« Vielfalt, sondern die *Stadt* als Ort moderner Vielfalt. REICHHOLF nennt als herausragendes Beispiel Berlin, weil hier die Zahl der Brutvogelarten über dem Durchschnitt eines jeden Großschutzgebietes (in Deutschland) liege. Zunächst führt REICHHOLF aber die *Standorteigenschaften* der Stadt als Ursache für die Vielfalt an, argumentiert also in einem ökologisch-funktionalen Sinne: Die Stadt habe die Landschaft als differenzierten Standort abgelöst, weil die industrialisierte Landwirtschaft aus den bekannten Gründen (Düngung, Einebnung landschaftlicher Strukturdiversität usw.) die gewachsene Vielfalt zerstöre, während heute die städtische Nutzungsvielfalt durch die Schaffung unterschiedlichster Standorte grundsätzlich Artenvielfalt erzeuge. Daher sei heutzutage die Stadt als nichtlandschaftlicher Raum der artenreichste Lebensraum.²⁰ Wegen der Standortvielfalt wird eine hohe Einwanderungsrate ermöglicht und diese sieht REICHHOLF als Ausdruck des dynamischen Wesens der Natur an.

Da grundsätzlich die *Anpassungsfähigkeit* der Arten und nicht ihr Beitrag zu einer bestimmten landschaftlich-historischen Typik hoch bewertet wird, spricht sich REICHHOLF gegen eine *Wertung der Arten* in erstklassige (die Arten, die gewöhnlich in der traditionellen Kulturlandschaft beheimatet waren) und in zweit- oder gar drittklassige (die sog. Allerweltsarten) aus, wie sie im Naturschutz üblich ist. Er scheint auf den ersten Blick ganz aus der Position der Natur zu argumentieren, wenn er ausführt, dass nur der Mensch werte. Tatsächlich aber projiziert auch er seine Werte in die Natur, weil im Naturschutz zwischen einer wertvollen und einer nicht wertvollen Natur unterschieden werden muss, um überhaupt etwas schützen zu können.²¹ Das »Wesen« der Natur wird mit dem urbanen »Wesen« der Stadt verbunden: Die Stadt verkörpert demnach eine offene Dynamik, die der ländlichen Ordnung entgegengesetzt ist, denn sie ist traditionell der Ort der Begegnung mit dem Fremden und vielfältiger kultureller

²⁰ Ebd., S. 24 f.

²¹ Vgl. ebd., 25 f.

Entwicklungsmöglichkeiten. Daher verbindet man mit Urbanität die Werte *Freiheit, Pluralität, Flexibilität* und *Kosmopolitismus*, also jene Werte, die REICHHOLF auch an der Natur schätzt.²²

Die Stadt ist somit auch der symbolische Repräsentant der offenen natürlichen Vielfalt. Da sie aufgrund dieser beliebigen Vielzahl der Möglichkeiten und ihrer Internationalität von der konservativen Zivilisationskritik immer als Inbegriff der »wurzellosen« Existenz in der Moderne kritisiert wurde und die fremden Arten ja ebenfalls als Ausdruck dieser Bindungslosigkeit angesehen werden, hat die Parteinahme für die Stadt auch aus diesem Grund eine politische Komponente. Das Faszinierende am Artenreichtum der Stadt besteht daher für REICHHOLF darin, dass Arten, fremde wie auch heimische, die Zentren der Großstädte erobern. Sie scheinen auf diese Weise *die Flexibilität und die evolutionäre Produktivität der Natur* sowie die *grenzenlosen Möglichkeiten der Stadt* zu demonstrieren, bieten also nicht nur ein ästhetisches Erlebnis, sondern ein *liberales* Sinnerlebnis.²³ Da die Stadt diese liberalen Werte verkörpert, vertritt REICHHOLF mit seinem Plädoyer für die städtische Vielfalt unter der Hand eine Konzeption räumlicher Eigenart, obwohl er den Naturschutz dafür gerade kritisiert. Das fällt aber nicht so ohne weiteres auf, weil der Begriff der Eigenart an die Landschaft gebunden ist und die Stadt traditionell als Inbegriff der Eigenschaftslosigkeit gilt.

Dieser Befund mag konstruiert erscheinen, aber die liberale Weltanschauung REICHHOLFS verleitet ihn zu signifikanten Auslassungen bei der Darlegung der funktionalen Bezüge der Arten untereinander: Im Gegensatz zur Vorstellung eines organischen Ganzen geht – wie bereits gesagt – der individualistische Ansatz grundsätzlich davon aus, dass jedes Individuum einer Art versucht, seine Bedürfnisse (z.B. Nahrung, Revier, Fortpflanzung) zu befriedigen. Welche Individuen sich durchsetzen und welche Arten miteinander an einem Standort auftreten, regelt sich durch diverse Beziehungen (z.B. Räuber-Beute-Verhältnis; mutualistische Beziehungen wie die Symbiose etc.), vor allem aber durch die Konkurrenz. Als einzigen Mechanismus nennt Reichholf aber die *Prädation* (Räuber-Beute-Verhältnis) im Sinne von »Fressen und Gefressenwerden«: „Für den Sperber ist der Karmingimpel interessanter, weil dieser (...) für ihn eine mögliche Beute darstellt, während es dem Fischotter ziemlich gleichgültig sein dürfte, ob er einen Saibling oder eine Regenbogenforelle erwischt hat. Derselbe Otter wird in einer jungen Bisamratte eine höchst willkommene Beute erblicken und sie, wie sein Vetter in Nordamerika, der Kanadaotter, zu fangen versuchen, während mancher Naturschützer die Bisamratte lieber ganz ausrotten möchte, weil sie eine Faunenverfälschung darstellt.“²⁴

²² Vgl. z.B. HÄUSERMANN und SIEBEL 1997.

²³ Es existieren diverse Muster der Wertschätzung städtischer Natur. Vgl. dazu EISEL, BERNARD UND TREPL 1996.

²⁴ Ebd., S. 26:

Dass REICHHOLF die *mutualistischen Beziehungen* ignoriert, ist nur dadurch zu erklären, dass diese Beziehungen gegen die bedingungslose »Freiheit« der Arten sprechen und in die organizistische Naturvorstellung passen. Er räumt aber ein, dass die Natur kein totales Chaos sei, „wo jedes Lebewesen tun und lassen, sein und leben kann, was es will und wo es will. Die Arten passen schon irgendwie zusammen; sie sind nur nicht so streng miteinander verbunden, wie man das bis in die neue Zeit vielfach angenommen hatte, aber auch nicht so frei, dass sich jede an jeden beliebigen Platz hinbewegen und festsetzen könnte.“²⁵ REICHHOLF führt aber nicht weiter aus, wie die Vergesellschaftung der Arten erklärt werden könnte. Er müsste in Abgrenzung zu holistisch-organizistischen Auffassungen speziell den *Nutzen*, also die Steigerung ihrer Überlebenschancen beschreiben, den die Arten daraus ziehen, dass sie miteinander Lebensgemeinschaften eingehen. Die Schwäche des *naturschützerischen* Konzepts REICHHOLFS besteht dann darin, dass er seinem Wohlgefallen an der Produktivität der Natur und der Flexibilität der Arten irgendwie objektivistisch ein »ökologisches« Artenschutzargument abzugewinnen versucht. Dass es aber um mehr geht als nur um ökologische Funktionen, zeigt eine Äußerung sehr deutlich, in der er sich zunächst wieder pointiert gegen die Warnungen holistischer Naturschützer wendet, die das Artensterben als lebensbedrohliche Entwicklung sehen: „Diese Weltuntergangsszenarien sind aus einer Grundhaltung der betreffenden Leute verständlich, aber sie stimmen einfach nicht. In weiten Bereichen Chinas gibt es praktisch keine wildlebenden Pflanzen und Tiere mehr. Trotzdem kann über eine Milliarde Menschen dort existieren. Die Frage lautet: Macht es *Spaß*, so zu leben? Es sollte uns gelingen, immer mehr Menschen klarzumachen, dass ein Miteinander von Artenvielfalt und Mensch eine lohnende Perspektive ist.“²⁶ Ein konservativer Naturschützer würde sagen, dass eine vielfältige und charaktervolle Natur unabdingbarer Bestandteil einer sinnerfüllten, anregenden und reichhaltigen menschlichen Existenz ist. Da für REICHHOLF Sinn metaphysisch ist, er aber dennoch nicht darauf verzichten kann, eine über die puren Funktionen der Natur hinausgehende Begründung für ihren Schutz anzuführen, kommt er auf den Aspekt der menschlichen Lebensqualität zu sprechen. Diese Qualität darf aber, obwohl sie anregend sein soll, zu nichts verpflichten. Daher muss sie Spaß machen, d.h. es reicht, wenn sie interessant, kurios und überraschend ist. Um es also pointiert zu sagen: Gegen die konservative Pflichterfüllung am Ganzen führt REICHHOLF die Spaßgesellschaft als Letztbegründung für den Naturschutz an.

²⁵ Ebd., S. 23.

²⁶ REICHHOLF 1994; Hervorhebung S. K.

5 Ausblick auf die Stadtplanung

Erfrischend ist daran, dass im Gegensatz zu dem oft misanthropischen Gestus des herkömmlichen Naturschutzes ein hedonistisches Element des Naturgenusses eingeführt wird, das an den englischen Naturschutz erinnert (»Enjoy nature«). Wir haben aber auch gesehen, dass selbst die progressive Naturschutzauffassung ein zentrales konservatives Element beinhaltet, insofern sie sich gleichfalls auf das Wesen des Ortes notwendig bezieht. Diese kulturelle Perspektive muss zum einen bei Bewertungsfragen im Naturschutz von der ökologischen Beschreibung der jeweiligen Situation getrennt werden. Zum anderen ist, pragmatisch gesehen, die Interpretation des *Genius loci* ein wichtiges Element für die Gestaltung von Räumen. Eine in der Stadtplanung derzeit sehr dominante Diskussion dreht sich darum, ob den suburbanen Räumen, die allerorten entstanden sind, eine neue spezifische Qualität abgewonnen werden kann. Diese Qualität soll dann als Perspektive für die Gestaltung der „Zwischenstadt“²⁷, die weder eine rein städtische noch eine rein ländliche Typik aufweist, dienen.

Hier spielen fremde Arten als Ausdruck einer neuen und interessanten urbanen Natur eine gewisse Rolle. Das Interessante wird von NOHL als eine Dimension ästhetischer Erfahrung bezeichnet, die gerade in dem unidentifizierbaren Chaos des suburbanen Raums von erheblicher Bedeutung sei, diesem also eine gewisse unvermutete Attraktivität verleihen kann, die sich nicht an den mit herkömmlichen Landschaftsbildern verbundenen Wahrnehmungserwartungen orientiert.²⁸ Der neuartige und bei näherem Hinsehen interessante Charakter der Zwischenstadt zeigt sich u. a. daran, dass sich hier Papageien (vor allem Halsbandsittiche) fest etabliert haben: „Nicht nur ungewöhnliche Pflanzen, sondern auch viele traditionell nicht in der Stadt, ja nicht einmal in unseren Breiten anzutreffende Tierarten haben sich den veränderten Lebensbedingungen angepasst, wie die in den Kölner Grünanlagen und im Park in Wiesbaden-Biebrich lebenden Papageienkolonien.“²⁹

»Neue Urbanität« und »neue Natur« ergänzen sich somit. Galt bislang die aus dem Ort »herausgewachsene« Vielfalt als Inbegriff von Eigenart, so soll jetzt die von überall herkommende Vielfalt dazu dienen, eine neue Beziehung zum Ort herzustellen. Die Problemlage ist somit paradox: Der *Genius loci* soll sich nun in dem entäußern, was bislang als beliebig, weil nicht heimisch und damit charakterlos definiert war. Jetzt entdeckt man den Charakter dieser Beliebigkeit als neue interessante Raumqualität. Daher ist das Exotische nicht Ausdruck für eine aus den Fugen geratene Welt, wie für den traditionellen Naturschutz, oder lediglich eine skurrile Erscheinung,

²⁷ SIEVERTS 1999.

²⁸ NOHL 2001, 55.

²⁹ SIEVERTS 1998, 465.

sondern die Natur einer neuen »Stadtkultur«. Das Fremde wird als bereichernder Bestandteil neuer Stadtkulturlandschaften angesehen, die in der (Zweiten) Moderne gar keine organischen Ganzheiten mehr sein können. Diese sollen aber lebenswerte Qualitäten aufweisen und also letztlich neue Heimaten werden.

Literaturverzeichnis

- BRANDT, R.: Eigentumstheorien von Grotius bis Kant. Stuttgart (1974)
- DER SPIEGEL: Bulldozer gegen Rhododendron. (1): 136-139 (1999)
- DISKO, R.: Mehr Intoleranz gegen fremde Arten. Nationalpark Nr. 93 (4): 38-42 (1996)
- DISKO, R.: »Grauhörnchen für Bayern«? Nationalpark Nr. 97 (3): 43-46 (1997)
- EISEL, U.: Die schöne Landschaft als kritische Utopie oder als konservatives Relikt. Über die Kristallisation gegnerischer politischer Philosophien im Symbol »Landschaft«. Soziale Welt 33 (2): 157-168 (1982)
- EISEL, U., BERNARD, D. und TREPL, L.: Gefühlte Theorien: Innerstädtische Brachflächen und ihr Erlebniswert. Zeitschrift für Semiotik, Band 18, Heft 1: 67-81 (1996)
- GLEASON, H. A.: The individualistic concept of plant association. Bull. Torey Bot. Club 53: 7-26 (1926)
- GREBING, H.: Liberalismus, Konservatismus, Marxismus. Ein Überblick. In: KRESS, G. und SENGHAAS, D. (Hrsg.): Politikwissenschaft. Eine Einführung in ihre Probleme. Frankfurt/M. (1969)
- GREIFFENHAGEN, M.: Das Dilemma des Konservatismus in Deutschland. Frankfurt/M. (1986)
- HABERMAS, J.: Naturrecht und Revolution. Theorie und Praxis. Sozialwissenschaftliche Studien, Neuwied, Berlin (1967)
- HABERMAS, J.: Theorie und Praxis. Sozialphilosophische Studien. Berlin (1971)
- HARD, G.: Spuren und Spurenlesen. Zur Theorie des Spurenlesens in der Vegetation und anderswo. Osnabrücker Studien zur Geographie, Bd. 16. Osnabrück (1995)
- HÄUSERMANN, H. und SIEBEL, W.: Stadt und Urbanität. Merkur, Deutsche Zeitschrift für europäisches Denken 51 (4): 293-307 (1997)
- KÖRNER, S.: Das Heimische und das Fremde. Die Werte Vielfalt, Eigenart und Schönheit in der konservativen und in der liberal-progressiven Naturschutzauffassung. Fremde Nähe – Beiträge zur interkulturellen Diskussion, Bd. 14. Münster (2000)
- KÖRNER, S.: Die Bedeutung des Gewöhnlichen. Zur Spurensuche Gerhard Hards. Stadt und Grün 46 (3): 184-192 (1997)
- KÖTZLE, M.: Eigenart durch Eigentum. Die Transformation des christlichen Ideals der Individualität in die liberalistische Idee von Eigentum. Beiträge zur Kulturgeschichte der Natur, Bd. 10. Berlin (1999)
- KÜHNEL, R.: Das liberale Modell politischer Herrschaft. In: ABENDROTH, W. und LENK, K. (Hrsg.): Einführung in die politische Wissenschaft. Bern, München (1968)
- LOCKE, J.: Über den richtigen Gebrauch des Verstandes. Hamburg (1978)
- LOCKE, J.: Versuch über den menschlichen Verstand, 2 Bde, Hamburg (1981)

- MACPHERSON, O.: Die politische Theorie des Besitzindividualismus. Von Hobbes bis Locke. Frankfurt/M. (1990)
- MITTELSTRAß, J.: Neuzeit und Aufklärung. Studien zur Entstehung der neuzeitlichen Wissenschaft und Philosophie. Berlin (1970)
- NOHL, W.: Das landschaftliche Auge. Politische Ökologie Nr. 69 (4/5): 51-55 (2001)
- PIEPMEIER, R.: Das Ende der ästhetischen Kategorie »Landschaft«. In: Westfälische Forschungen 30, 1-46 (1980)
- POCOCK, J.G.A.: Die andere Bürgergesellschaft. Zur Dialektik von Tugend und Korruption. Frankfurt/M. (1993)
- REICHHOLF, J. H.: Kampf an den falschen Fronten. Die Zeit (1.7.1994)
- REICHHOLF, J. H.: In dubio pro reo! Mehr Toleranz für fremde Arten. Nationalpark Nr. 91 (2): 21-26 (1996)
- REICHHOLF, H. J.: Sine ira et studio. Nationalpark Nr. 95 (2): 19-21 (1997)
- RITTER, J.: Zur Funktion des Ästhetischen in der modernen Gesellschaft. In: Ritter, J.: Subjektivität. Frankfurt/M., 141-163; 172-190 (zuerst erschienen 1963) (1980)
- SCHUMANN, H.-G. (Hrsg.): Konservatismus. Königstein. (1984)
- SEIFFERT, H.: Einführung in die Wissenschaftstheorie, Bd. 2. München (1991)
- SIEVERTS, T.: Die Stadt in der Zweiten Moderne, eine europäische Perspektive. Informationen zur Raumentwicklung (7/8): 455-473 (1998)
- SIEVERTS, T.: Zwischenstadt zwischen Ort und Welt, Raum und Zeit, Stadt und Land. Bauweltfundamente 118. Braunschweig/Wiesbaden (1999)
- SIMMEL, G.: Das Schöne und die Kunst. Philosophie der Landschaft. In: Simmel, G.: Brücke und Tür. Stuttgart, 141-152 (1957)
- STRAUß, L.: Naturrecht und Geschichte. Frankfurt/M. (1977)
- TANSLEY, A. C.: The use and abuse of vegetational concepts and terms. Ecology 16: 284-307 (1935)
- Trepl, L.: Geschichte der Ökologie. Vom 17. Jahrhundert bis zur Gegenwart. Frankfurt/M. (1987)